Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1930

111 (13.5.1930) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Visual Library

Unterhaltung ★ Wissen ★ Kunst

Erloschene Vulkane in Deutschland

Es gibt auch deutsche Vulkane, wenn auch die wenigsten von uns davon etwas ahnen. Deutschland war, wenn wir den Geologen trauen dürfen, einstmals sogar ein außerordentlich vulkanisches Land, in jener Tertiärzeit, die noch weit vor der Eiszeit lag. Damals waren vulkanische Eruptionen auch auf deutschem Boden oder besser gesagt auf dem Boden, den heute das Deutsche Reich einnimmt, an der Tagesordnung. Inzwischen aber ist in unseren Gebieten die Kraft der Vulkane erloschen und nur noch die erkalteten Ueberreste vulkanischer Tätigkeit sind als Zeugen geblieben. Es gibt in vielen Gebieten Deutschlands noch solche vulkanischen Spuren. Wir finden sie im Siebengebirge, am Rhein, auf dem Vogelsberg und in der Eifel und auch der Kaiserstuhl bei Freiburg im Breisgau verdankt vulkanischer Tätigkeit seine Entstehung.

Den deutlichsten und eindrucksvollsten vulkanischen Charakter und auch die sichtbarsten geologischen Zeichen ehemaliger vulkanischer Tätigkeit zeigen die Eifel und der Hegau. Im Hegau westlich des Bodensees ragen aus der fruchtbaren Ebene die trutzigen Vulkankegel des Hohentwiels, des Hohenhöven, Hohenkrähen und anderer burggeschmückter Wipfel steil empor. Sie haben wegen ihres harten Gesteins der Verwitterung getrotzt und wenn auch heute nicht mehr drohende Feuersäulen von ihnen weithin über die Lande leuchten, so zeigen sie doch auch heute noch den finsteren, drohenden Charakter, der der vulkanischen Natur eigen ist. Der berühmteste dieser Vulkankegel im Hegau ist der Hohentwiel, der sagenreiche, von Scheffel besungene Klosterberg Effehards. Von hier aus hat man einen prächtigen Blick über die Trümmer der Burg hinweg ins Land hinaus, wo Vulkankegel sich an Vulkankegel reiht, während auf der andern Seite hinter dem schimmernden Spiegel des Bodensees im bläulichen Dämmer die Kette der Alpen leuchtet.

Noch besser läßt der vulkanische Charakter sich jedoch in der Eifel studieren, zeigt doch dies Gebiet sowohl in seinem ganzen Aeußeren Eindruck als auch in der deutlich zu Tage tretenden Gestaltung seines Gesteins selbst dem Laien, daß er sich hier in den finsteren Gebieten ehemaliger gewaltiger vulkanischer Eruptionen befindet. Hier findet man Lavagesteine, die zwar älter sind als die am Aetna und Vesuv, die aber ihrem Charakter nach genau der Lava und dem Tuffstein jener noch tätigen Vulkane entsprechen.

Auch die seltsamen Maare, jene runden, hoch gelegenen Gebirgsseen, sind nach Ansicht der Geologen Zeichen des ehemals vulkanischen Charakters. Es sind alt erloschene Explosionskrater. Die vulkanische Kraft des Erdinnern kam hier in einer großen einmaligen Explosion zum Ausbruch, riß ein gewaltiges Stück der Erdoberfläche in die Höhe, das nun mit Asche, Tuff und Lava vermischt, sich um den Schlund lagerte. Dann sank die feurige Lava wieder ins Innere zurück und das schwarze gähnende oft viele hundert Meter tiefe Loch füllte sich mit Wasser, wurde zum kreisrunden See, der in der Landschaft träumt, den aber die Geheimnisse seiner rätselhaften Entstehung umwittern, sodaß das Volk Sagen und Märchen um jedes der Maare spinnt.

Aber auch heute sind noch letzte Reste einer aktiven vulkanischen Tätigkeit erhalten geblieben. Warme und heilkräftige Quellen entströmen dem Boden und geben uns somit Kenntnis von der noch immer unter der Erdoberfläche schlummernden, heute durch die gewaltige Erdkruste gebannten Glut. Aus Spalten steigt Kohlensäuregas auf, wird vom Bodenwasser gelöst und so entstehen die erquickenden Sprudel des Eifellandes. Die erloschenen Vulkane, die einst Tod und Verderben um sich verbreiteten, sind somit heute Spender von Heilkräften, mit denen sie wenigstens einen Teil der über die Menschheit gebrachten Schrecken und des glühenden Verderbens wieder gutmachen.

C. Wiese.

Weltausstellung in Antwerpen

(Von unserem Sonderberichterstatter.)

SPD. **Antwerpen**, 6. Mai 1930

Die Hundertjahrfeier der belgischen Unabhängigkeit wird gleich durch zwei Weltausstellungen gekrönt: die Antwerpener und die Lütticher. Die Antwerpener Ausstellung wurde vor einigen Tagen feierlich eröffnet; die der Lütticher erfolgt in den nächsten Tagen. Gewiß mußte man die Frage aufwerfen, ob nicht die Konzentrierung aller Kräfte auf eine einzige Weltausstellung ein besseres Ergebnis gebracht hätte. Aber die Flamen wollten die Ausstellung nicht im wallonischen Landesteil haben und die Wallonen nicht im flämischen. Von Brüssel als Ausstellungsort wollten sowohl Wallonen wie Flamen nichts wissen, und so blieb als einziger Ausweg die Organisierung von zwei Ausstellungen. So merkwürdige Früchte zeitigt der Sprachen- und Volkskampf im modernen Belgien.

Trotzdem kann von der Antwerpener Ausstellung schon heute gesagt werden, daß sie nicht enttäuschen wird. Die Stadt Antwerpen hat mit begrenzten Mitteln Schönes und sogar Großartiges geleistet. Als Welthafen und Handelsmetropole des Landes hat sie klug daran gehandelt, ihre Ausstellung auf bestimmte Spezialgebiete einzustellen. Die Ausstellung besteht aus fünf Abteilungen, und zwar: Kolonialgebiete, Seeschiffahrt, Automobil- und Lufttransport, Altflämische Kunst, Landwirtschaft und Gartenbau.

Die Architektur ist fast durchweg modern, gradlinig, massiv, auf Flächen- und Farbeneffekt bedacht. Nur die italienische Abteilung, die durch Prezigkeit auffällt, bleibt in traditionellem Stil haften. Auch sonst sieht man hie und da Beispiele schlechten Geschmackes. Dem größten Teil der Ausstellungsgebäude sieht man allerdings bei näherer Besichtigung an, daß sie eiligst aus billigem Material hergestellt worden sind und das Ausstellungsjahr kaum überdauern werden. Trotzdem bleibt der Gesamteindruck ein recht günstiger und stellenweise sogar ein großartiger.

Die Eröffnung der verschiedenen Gebäude und Abteilungen erfolgt erst in den nächsten Tagen und Wochen. Eine sehr große Anzahl von Ländern hat sich an der Ausstellung mit eigenen Pavillons beteiligt. In der Liste dieser offiziell beteiligten Länder fehlt Deutschland jedoch. Was auch die Gründe dafür gewesen sein mögen: Es bleibt bedauerlich, daß diese außerordentlich günstige Gelegenheit nicht wahrgenommen wurde, nicht nur der materiellen Vorteile wegen, die eine Beteiligung an einer Ausstellung bringen kann, sondren vor allem wegen der so dringendem Befriedung zwischem dem deutschen und belgischen Volke. Immerhin fehlt Deutschland nicht ganz, denn die deutschen Hansastädte haben einen großen massiven Pavillon errichtet, der neben dem niederländischen vielleicht der eindrucksvollste der ganzen Ausstellung ist.

Von den übrigen ausländischen Pavillons wären zu erwähnen, der britische Palast, der monumental auf einer durch breite Wassergraben gebildeten Insel steht, sowie die finnischen, schwedischen, brasilianischen und kanadischen Abteilungen. Die französische Abteilung enttäuscht einigermaßen. Was Belgien anbetrifft, so hat es sein Hauptaugenmerk auf den Kolonialpalast gerichtet, wo alles was auf den Kongo bezug hat, zweifellos in eindrucksvoller großartiger Weise dargestellt wird. Daneben verspricht man sich von der altflämischen Kunstabteilung, sowohl was die Architektur als die Malerei anbetrifft. Ein monumentales Gebäude wird schließlich dem Maler Rubens und seinen Werken widmet.

Endlich hat auch die organisierte Arbeiterschaft Antwerpens, die bei der Schaffung der Ausstellung mitgewirkt ihren eigenen Pavillon, der den Namen „Floreal" trägt. Die Besucher der Arbeiterklassen aller Länder werden sich zu Hause fühlen können und eines ganz besonders warmen Empfanges sicher sein können.

Allerlei

Die große Brillenausstellung im Amsterdamer Kolonialinstitut in Verbindung mit dem gegenwärtig in Amsterdam tagenden Internationalen Augenärztekongreß ist einzig in ihrer Art, da Abbildungen viele Brillenformen des späten Mittelalters zu sehen sind. Die drei Formen der Zangenbrille, der Nagelbrille und Bügelbrille lösten einander im Laufe der Zeiten ab. Auch Form der Brillengläser hat sich, wie die Ausstellung an vielen Darstellungen erkennen läßt, im Laufe der Jahrhunderte außerordentlich geändert, und das heutige hohle Glas ist erst wenige Jahrhunderte alt. Es werden auch auf der Ausstellung Parallelen zwischen Kurzsichtigkeit und Intellektualität gezogen. Es konnten Leonardo da Vinci, Voltaire, Goethe und andere Große des Geistes so viele Kenntnisse aufspeichern, weil sie so lange ohne Augenglas zu lesen vermochten. In Kepler's Untersuchungen über den Strahlengang in Linsen und Brillengläsern gewährt die Ausstellung ebenfalls Einblick. Der Erfinder der Brillen steht auch heute noch nicht fest, und die Theorie, daß Salvino degli Amati um 1300 die Brille erfunden hat, wird durch die Ausstellung insofern widerlegt, als Vergrößerungsgläser schon aus dem 11. Jahrhundert bekannt sind. Auch an geschichtlich berühmte Brillenschleifer erinnert die Amsterdamer Ausstellung u. a. an den großen Philosophen Benedictus de Spinoza.

Die falschen Gemälde

Paris, Anfang Mai 1930.

Vor etwa 10 Jahren wohnte der im italienischen Neapel geborene spanische Straßensänger Rudolf Perez arm und mühselig in einem kleinen Hotel im Pariser Vergnügungsviertel Montmartre, bis er eines Tages zufällig die Bekanntschaft mit dem Enkel des berühmten Landschaftsmalers Millet, mit Johann Karl Millet, machte. Dieser lud ihn mehrmals zum Essen ein, und während der Mahlzeiten deckten beide einen Plan aus: Der Straßensänger solle sich künftig als Gemäldesachverständiger ausgeben, und Millet werde ihm Kopien der Gemälde seines Großvaters zuschanzen, die als echte Millet verkauft werden sollten. „Aber ich habe noch nie in meinem Leben ein Gemälde betrachtet!", protestiert der spanische Sänger. „Das macht nichts!", beruhigte ihn Millet. „Glaubst du etwa, daß die Käufer der Gemälde davon mehr verstehen als du? Nur Mut!" Perez bekam auf Kosten des jungen Millet, der heute 35 Jahre alt ist, einen neuen eleganten Anzug, und fortan nannte er sich Perez de Montalbat, Gemäldesachverständiger. Das klang adlig.

Als sich der Enkel des Meisters, dessen Gemälde „Angelus" Weltberühmtheit erlangt hat, mit Perez in Verbindung setzte, hatte er bereits einen Gehilfen für seine künftigen Betrügereien gefunden. Eines Tages ging er nämlich am Laden eines Gemäldehändlers in Paris vorbei und entdeckte da ein Bild seines Großvaters im Schaufenster. Er trat ein, und als er sich zu erkennen gab, gestand ihm der Händler, das Bild sei nur eine von ihm selbst hergestellte Kopie. Einen Tag später war Cazot, der Kopist und Besitzer jener Gemäldehandlung, von Millet engagiert, noch weitere derartige Kopien herzustellen und sie mit Hilfe von Perez als echt auszugeben. Der Gewinn der Betrügereien wurde geteilt. Die drei brachten so etwa 4000 falsche Gemälde in den Handel. Als jetzt die Polizei bei Cazot vorsprach, um ihn zu verhaften, fand man weitere 6300 Kopien von Meisterwerken auch anderer Maler bei ihm, die alle als echte Gemälde verkauft werden sollten! „Welch wunderbare Reklame für mich!", sagte er jetzt dem Untersuchungsrichter. Er stellte die Kopien nämlich äußerst kunstgerecht her. Meist ging er zum Pariser „Flohmarkt" und kaufte dort alte Bilder auf, die es auf diesem Pariser Rumpelkammer-Markt zu Spottpreisen gibt, übermalte sie neu und konnte so dessen sicher sein, daß das bei seinen Kopien verwandte Holz und die Leinwand nicht die Neuheit des Bildes zu verraten vermochten. Deutschland und Belgien, besonders aber Amerika und England und vor allem Frankreich wurden mit falschen Millets, die für echt ausgegeben wurden, in den letzten Jahren geradezu sehr überschwemmt, daß dies schließlich auffällig wurde und die Polizei sich der Sache annahm. In Barbizon, nahe bei Fontainebleau, lebte einst Millet bis zu seinem Tode im Jahre 1875. Dort richtete 1922 der französische Maler Douin ein Millet-Museum ein. Da sind die Malerpalette des Meisters zu sehen, sein Totenbett, da sind die Pinsel usw. Ferner ist in diesem Museum eine große vielbewundert Sammlung von Millet-Bildern. Jetzt stellt sich zur allgemeinen Ueberraschung heraus, daß nicht ein einziges von ihnen echt ist. Sie hatten alle den früheren Häuseranstreicher Cazot zum Urheber. Ja nicht einmal die Pinsel, das Bett und die Utensilien Millets sollen echt sein. Sie wurden während des Weltkrieges durch eine deutsche Fliegerbombe vernichtet.

Zur Unterzeichnung seiner Werke bediente sich der alte Millet eines Kupfersteins. Diesen hatte der Enkel gefunden, und so war es ihm leicht, auf alle falschen Bilder die echte Unterschrift aufzudrucken.

Der junge Millet und Cazot sind nun im Gefängnis, der falsche Sachverständige Perez hat schnell 17 falsche Millet, die er noch bei sich hatte, in die Seine geworfen, aus der die Polizei sie herausfischen sucht. Das Nachsehen hat das Publikum, den Schaden haben auch die Gemäldehandlungen. Ein unechter Millet wurde erst kürzlich an die Landoner Kunstgalerie Thomson für 1 500 000 Franken verkauft. Auf dem französischen Kunstmarkt droht eine Panik zu brechen. Hunderte von Geschäften müssen rückgängig gemacht werden. Kann es anders sein, so lange Kunstwerke wie auf der Börse derartig zu Spekulationsobjekten herabgewürdigt werden, wie es mit Hilfe eines gewissen zu schnell reich gewordenen Publikums in der letzten Zeit dauernd geschehen ist?

Kurt Lent.

Billo, der Sohn Wotans

Ein Tierroman von Oliver Curwood

Copyright by Franckhsche Verlagshandlung, Stuttgart

10 (Nachdruck verboten.)

Er war immer noch der Wanderer, „Pupamoo-tao", wie der Indianer sagt. Dieser „Wandertrieb" erfaßt eine Zeitlang beinahe jedes Geschöpf der Wildnis, sobald es in der Lage ist, selbständig für Nahrung zu sorgen. Absicht der Natur ist dabei vielleicht, die Möglichkeit zu enger verwandtschaftlicher Beziehungen oder gefährlicher Kreuzungen auszuschalten. Billo verfolgte so wenig einen Plan bei seinen Streifzügen wie der junge Wolf, der neues Jagdgebiet sucht, oder der junge Fuchs, der eine neue Welt entdeckt. Er war einfach „unterwegs". Er war auf der Suche nach etwas, konnte es aber nicht finden. Der Wolf in ihm nährte dieses Verlangen, wie die Sterne und der Mond verstärkten diese Sehnsucht. Die fernen Laute taten dem einsamen Herzen Billos weh. Irgendein Gefühl sagte ihm, daß nur der Suchende finden kann. Es waren nicht einmal Wotan und Grauwolf, die er augenblicklich so schmerzlich vermißte, nicht so sehr eine Heimat und mütterliche Hut, nein, er suchte Kameradschaft. Und nachdem er im Kampf mit der alten Eule seine wölfische Wut gedämpft hatte, war er auch wieder der Hund und somit ruhiger und zahmer geworden: das junge Tier, das darnach verlangte, sich an etwas Lebendiges, an ein anderes, ihm gutgesinntes Tier zu schmiegen, ob es nun Federn oder ein Pelz, Krallen oder Hufe schmücken.

Neveeses Kugel hatte ihn verwundet, auch in dem Kampf mit der Eule hat er sich verletzt, so legte er sich mit Anbruch der Dämmerung am Ufer eines anderen Sees unter einer Erle nieder und ruhte bis gegen Mittag. Dann ging er daran, im Schilf nach Nahrung zu suchen und fand einen toten, von einem Nerz angefressenen Fisch, den er vollends vertilgte.

Die Schmerzen an seiner Wunde hatten an diesem Nachmittag bedeutend nachgelassen, und gegen Abend spürte er überhaupt nichts mehr. Seit der Begegnung mit Neveese, die beinahe hätte ein unheilvolles Ende nehmen können, war Billo in nordöstlicher Richtung weitergegangen und ganz instinktiv dem Flußlauf gefolgt. Er war aber nur langsam vorwärts gekommen, und als die Dunkelheit hereinbrach, hatte er nur 12 bis 16 Kilometer von der Höhle in Pierrots Jagdgebiet aus zurückgelegt. Diese Nacht streifte er nicht weit umher. Das scheinbare Unglück, daß er beim Morgengrauen angeschossen wurde und daß er mit der Eule in Kampf geriet, hatte ihn vorsichtig gemacht, und die Erfahrung hatte ihn gelehrt, daß in den dunklen Schatten und den schwarzen Höhlen im Walde Gefahr lauern kann. Er war jetzt nicht mehr so furchtsam wie früher, trotzdem hatte er aber für eine Zeitlang genug gekämpft. So wählte er Vorsicht als den besseren Teil und hielt sich fern von den Gefahren der Nacht.

Ein seltsamer Einfall brachte ihn darauf, seine Lagerstatt auf dem Gipfel eines riesigen, schwer ersteigbaren Felsblocks aufzuschlagen. Vielleicht war es eine unbewußte Erinnerung an die längst vergangene Zeit, als Grauwolf als junge Mutter sich auf den Gipfel des Sonnenfelsens flüchtete, der sich hoch über den Wald erhob, und wo sie im Kampf mit dem Luchs das Augenlicht verloren hatte.

Mehrere Stunden war Billo wachgelegen und hatte alle seine Sinne angespannt. Vor allem spitzte er die Ohren, damit ihm ja nicht der geringste Laut in der Dunkelheit entgehe, und es lag viel, viel mehr als bloße Neugier in dieser nächtlichen Wachsamkeit. Seine Sinne hatten sich besonders gut in einer Richtung ausgebildet: Billo hatte gelernt, daß er nur einen ganz kleinen Teil dieser herrlichen Welt, auf die Mond und Sterne herniederschauen, ausmacht; und er war begierig, sie ohne Kampf und ohne Wunde noch besser zu durchforschen. Jetzt wußte er, was das für graue Schatten sind, die lautlos aus dem dunklen Wald ins Mondlicht huschen. Das sind die Eulen. Mit Ungeheuern dieser Gattung hat er ja schon gekämpft. Er hörte auch das Knacken des unter den Hufen der Tiere brechenden Holzes, das auf dem Waldboden umherliegt, und im Unterholz das dumpfe Stoßen schwerer Körper. Und wiederum vernahm er das Muhen der Elchkuh. Aber auch völlig fremde Laute drangen an sein Ohr, das helle Bellen eines Fuchses, das unwirkliche, lachende Schreien eines großen Tauchvogels am See, der etwa sechshundert Meter entfernt war, das Schreien des Luchses, das viele Kilometer weit bis zu Billo herüberdrang und endlich das leise, sanfte Krächzen des Nachtfalken. Er vernahm ein seltsames Flüstern in den Gipfeln, es war das Säuseln des Windes. Und einmal stieß unmittelbar hinter seinem Felsen ein Bock in der Totenstille der Nacht einen gellenden Schrei aus und schoß, nachdem er den Wolf gewittert hatte, einem grauen Nebelstreifen gleich von Angst gejagt davon.

All diese Laute behielten ihre neue Bedeutung für Billo. Gar schnell wurde er in die Geheimnisse der Wildnis eingeweiht. Seine Augen glühten, sein Blut rollte schneller durch die Adern, und einmal rührte er sich minutenlang nicht von der Stelle. Aber von allen Lauten, die sein Ohr vernahm, erregte ihn das Heulen der Wölfe am stärksten. Immer und immer wieder horchte er darauf. Manchmal war es weit in der Ferne, so weit, daß es nur wie ein Flüstern klang und sich fast ganz verlor, bis es endlich sein Ohr erreichte; dann hörte er es wieder in seiner vollen Stärke, das mit dem Atem des jagenden Tieres heisere Heulen, das ihn zur Jagd rief, zu dem wilden Treiben bei frischrotem Fleisch und dampfendem Blut; und dieses Heulen rief und rief. Es rief ihn zu seinesgleichen, zu Bein von seinem Bein und Fleisch von seinem Fleisch zu den trotzigen, wild jagenden Gesellen vom Geschlechte seiner Mutter! Es war die Stimme Grauwolfs, die nach ihm heulte die Nacht, es war Grauwolfs Blut, das ihn trieb, zu seinen Brüdern zu gehen, und es rief laut, daß er zittern mußte, wenn er horchte. Da begann er in seiner hintersten Kehle ganz leise zu winseln, er trat bis an den Rand des senkrecht abfallenden Felsens heran und wäre gerne weitergegangen, die Natur trieb ihn dazu. Aber die Natur des Wilden mußte gegen Fremdes in seinem Wesen kämpfen, denn in ihm lebte noch immer der Hund mit den durch Generationen hindurch unterdrückten und gebundenen Gefühlen, und der Hund war es, der Billo die ganze Nacht auf dem Felsen festhielt.

Am nächsten Morgen fand Billo viele Krebse in dem Fluß und er tat sich an dem saftigen Bissen gütlich, bis er glaubte, nie mehr wieder hungrig werden zu können. Seit dem Rebhuhn, das er dem Hermelin entführte, hatte ihm nichts mehr so köstlich gemundet.

Gegen Nachmittag geriet er in einen ruhigen, feierlichen Teil des Waldes. Der Fluß war noch tiefer geworden. An gewissen Stellen wiesen die Ufer Buchten auf, die zur Bildung von kleinen Teichen führten. Zweimal hatte Billo schon um diese Teiche herum beträchtliche Umwege gemacht. Langsam ging er seines Weges, er horchte und wachte. Noch nie seit dem unheilvollen Tag, an dem er den Windbruch verlassen hatte, war er so ruhig gewesen, noch nirgends hatte er sich so zu Hause gefühlt wie eben hier. Es schien ihm fast, als sei der Boden, der ihn trug, kein fremder Boden, als könne er hier Freunde finden. Vielleicht war es auch bloß ein anderes geheimnisvolles Wunder des Gefühls oder der Natur, denn er befand sich auf dem Gebiet des alten Bibers, und hier hatten schon seine Eltern in der Zeit vor seiner Geburt den Tieren nachgestellt. In allernächster Nähe haben Wotan und der Biber den grausamen Zweikampf unter Wasser ausgefochten, aus dem sich Wotan nur mühsam im letzten Augenblick zu retten vermochte. Billo kannte all diese Dinge nicht, er wird es auch nie wissen, daß er hier auf alten Spuren ging. Aber irgend etwas, das in seinem Innersten tief verwurzelt war, ließ ihm doch keine Ruhe, es nagte unaufhörlich an ihm, und er schnüffelte in der Luft herum, als ob er den Geruch bekannter Dinge wahrgenommen hätte.

(Fortsetzung folgt.)